

# Heimat im Grenzland

Heimatkundliche Blätter der „Grenzzeitung“ aus den Grenzkreisen Stolp, Schlawe, Bütow und Rummelsburg

Folge 12

Freitag, 21. Mai 1937

1. Jahrgang

## Die Geschichte der Stolper Bürgerschule

Einer Untersuchung aus dem Jahre 1853 nachgestaltet von Ernst Dahlke, Hammermühle

Weiter befand sich in ihr die Wohnung des sogenannten deutschen Lehrers, eine Wohn-, eine Schulfestube und eine Küche. Im ersten Stock befanden sich drei Klassenzimmer und auf dem Boden schließlich — außer einer Wohnstube für den Schuldiener — noch mehrere Kammern.

Im 18. Jahrhundert wurde der Lehrplan der höheren Bürgerschule einer Aenderung unterzogen. Von Fremdsprachen behielt die Schule seit 1772 nur Latein bei. Die Ursache dazu lag darin, daß man damals bei den Entwürfen neuer Lehrpläne die Einrichtung der an diesen Orten errichteten Realschulen zum Muster nahm. Ferner wollte man auch der Mehrzahl der Schüler, die Handwerker, Kaufleute und Beamte werden wollten, gerecht werden.

Im Jahre 1794 wurden, nach einer Revision der Schule durch einen Vertreter des Konsistoriums, mancherlei Veränderungen in Vorschlag gebracht, die teils schon in den nächsten, teils erst in den späteren Jahren durchgeführt wurden. Durch Anstellung eines besonderen Lehrers für die französische Sprache kam ein fünfter Lehrer an die Schule, der aber nach wenigen Jahren wieder ausschied und dessen Amt darauf die übrigen Kollegen übernahmen. Bei dem damals in Stolp befindlichen Kadettenkorps war 1799 ein reformierter, französischer Prediger, mit Namen Carpentier, der in den Revolutionsstürmen sein Vaterland verlassen hatte, als Lehrer der französischen Sprache angestellt worden. Dieser erklärte sich auch bereit, in der Ratschule den Unterricht im Französischen zu übernehmen; aber schon 1802 verließ er Ostpreußen, um nach Frankreich zurückzukehren.

Die Pensionierung des Direktors und die fehlenden Mittel zu einer ausreichenden Besoldung eines Nachfolgers gaben Veranlassung, das Rektorat im Jahre 1799 mit der dritten Predigerstelle, die eben frei geworden war, zu verbinden. 1809 ging das Konrektorat ein, dagegen erhielt die Schule wieder einen selbständigen Rektor. Sie war von nun an, bis 1834, auf drei Klassen und bis 1830 auch auf drei Lehrer beschränkt. Als im Jahre 1816 Köslin sich einer Regierung geworben war, und diese auf die Hebung der Schulen ihres Bezirkes hinwirkte, blieb dies auch für die Schulen in der Stadt Stolp nicht ohne Folgen.

Den zeitgemäßen Bildungsbedürfnissen der Jugend Rechnung tragend, tauchte im Jahre 1816 die Idee eines in Stolp zu errichtenden Realgymnasiums auf. Die darüber angeknüpften Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Magistrat zogen sich jedoch wegen des Kostenpunktes in die Länge. 1833 kam es jedoch endlich zu dem Beschluß, eine höhere Bürgerschule durch die Stadt errichten zu lassen. Man ging sogleich ans Werk. Der Rektor an der Ratschule und der Kantor traten altershalber von ihren Ämtern zurück: sie erhielten die gewünschte Pension. Der Konrektor wurde zum Rektor ernannt,

Außerdem wurden ein zweiter Lehrer für den mathematischen Unterricht, und ein dritter für Deutsch und Latein gewonnen. Der Hilfslehrer blieb in seinem Amt. Ein besonderer Lehrer für Schreiben und Zeichnen und ein Kantor als Gesanglehrer ergänzten das Kollegium. Da endlich die erste Knabenklasse der Elementarschule zur Ratschule als vierte Klasse herübergenommen und auch der Lehrer derselben angestellt wurde, bestand die Schule jetzt aus vier Klassen und sieben Lehrkräften. Dem Rektor lag, außer seinem Amte an der Ratschule, noch die Leitung der höheren Töchterchule ob; drei Lehrer hatten insgesamt 19 Stunden Unterricht an der höheren Töchterchule zu erteilen.

Das begonnene Werk gedieh vorzüglich. Schon nach der am 26. März stattgefundenen öffentlichen Prüfung der Ratschule gab die Regierung in Köslin ihren Befehl über die Leistungen, welche die Prüfung nachgewiesen. Die ebenfalls etwas

Kuratoriums für die höhere Bürgerschule angeordnet. Diesem gehörten an: 1. Der Bürgermeister der Stadt als Vorsitzender, 2. der Syndikus der Stadt, 3. der Oberpfarrer von St. Marien, 4. der Rektor der Schule, 5. ein Mitglied der gebildeten Einwohner der Stadt und 6. ein Mitglied der Stadtverordneten.

Mit großer Bereitwilligkeit gingen Magistrat und Stadtverordnete auf eingehende Anträge des Direktors zur Vermehrung der Lehr- und Lernmittel ein. Diesem Beispiel folgten Freunde und Gönner der Schule, die durch Schenkungen den Lehrmittelbestand vermehrten. Aber auch freiwillige Beiträge der Schüler wurden angedungen und angenommen. Die Regierung, das Konsistorium und das Provinzial-Schulkollegium bereicherten die Schulbibliothek in jedem Jahr durch eine bedeutende Anzahl von Büchern und Schulschriften.

Auch eine Vorschule wurde jetzt gegründet, da sich ein junger, tüchtiger Lehrer bereit fand, eine solche auf eigene Kosten zu errichten. Ihr Lehrplan wurde von der Regierung zu Köslin genehmigt und die Vorschule unter die Aufsicht des Direktors der höheren Bürgerschule gestellt.

Infolge der im Jahre 1844 höheren Orts gegebenen Anregung zur Einführung der Turnübungen bei den höheren Lehranstalten wurde auch für die hiesige höhere Bürgerschule nach vorangegangenen Verhandlungen des Kuratoriums mit dem Magistrat und den Stadtverordneten ein Turnplatz eingerichtet. Seitdem haben diese Leibesübungen unter Oberaufsicht des Direktors und der Leitung eines Turnlehrers, der dafür ein jährliches Gehalt von 50 Talern aus der Schulkasse erhielt, im Sommer Mittwochs und Sonnabends, nachmittags von 6 bis 8 Uhr, stattgefunden.

Zu Weihnachten 1844 gab die Regierung dem Direktor die erfreuliche Nachricht, daß ihm sowie dem Konrektor und dem dritten Lehrer aus dem Marienstift in Stettin eine jährliche Gehaltszulage im Betrage von 100 Talern für jeden und einem Hilfslehrer eine jährliche Zulage von 50 Talern bewilligt worden sei. Außerdem wurde der Schule eine jährliche Summe von 50 Talern zugesprochen, die der Direktor nach eigenem Ermessen zur Anschaffung von neuen Lehrmitteln oder Büchern verwenden konnte. Dieser Beweis der wohlwollenden Fürsorge der vorgesetzten Behörden erfüllte die Lehrerschaft mit lebhafter Freude.

Der gesteigerte Besuch der Schule, der sich in den Jahren 1834 bis 1846 von 92 Schülern auf 175 gehoben hatte, machte die Einrichtung einer fünften Klasse erforderlich. Da das Schulgeld von etwa 600 Talern auf 1279 Taler jährlich gestiegen war, konnte die neue Klasse eingerichtet werden, ohne daß der Magistrat einen neuen Zuschuß hergeben mußte. So fand der entsprechende Antrag des Direktors bereitwilligste Genehmigung. Dem Konrektor wurde eine jährliche Mietentschädigung

### Löwenzahn

Keine Waise will dich, keine  
Diebe wirft durch dich erschelt.  
Aber deines Samens reine  
weiße Angel träumt wie eine  
Wolke, wie der Keim der Welt.

Lächle! Fühl dich gut gedeutet!  
Blüh! So wird aus Schweigen Huld,  
Bitt're Milch und Traum, der gleitet  
D nicht Saß — den Himmel weit  
Weisheit, Stillesein, Gebuld.

Wärst du auf der Höh' geboren,  
ferne, selten, früh empor;  
Teilnahmslosem Gang der Horen  
blühstest ruhmvoll, unverloren,  
groß, dein Wunder vor.

Josef Weinheber.

später vorgenommene Revision der Schule durch den Regierungs- und Schulrat Ulrich, Köslin, fiel gleichfalls zur Zufriedenheit aus. In dem Revisionsprotokoll hieß es zum Schluß: „Die am Schlusse des vorigen Monats abgehaltene Revision der Bürgerschule hat genügende und in mancher Beziehung ausgezeichnete Leistungen nachgewiesen.“

Nach diesen erfreulichen Ereignissen konnte der Rektor es wagen, die Genehmigung zu einer „Entlassungsprüfung“ nach der vorläufigen Verordnung vom 8. März nachzusuchen, die auch von der Regierung erteilt wurde. Das Ergebnis dieser Abiturientenprüfung wurde von der Regierung als genügend anerkannt und der Schule die Berechtigung erteilt, fortan Entlassungsprüfungen vorzunehmen.

Die Entwicklung der Schule ging nun immer weiter. Die Anstellung der zweiten, dritten und fünften Lehrer wurde definitiv vollzogen, und die Einrichtung eines

ung von 70 Talern für seine bisherige Wohnung im Schulhaus angewiesen, diese Wohnung jedoch zu einer Klasse und einem physikalischen Kabinett umgebaut. Gleichzeitig wurde der bisherige Zeichen- und Schreiblehrer mit einer Pension von 100 Talern in den Ruhestand versetzt, ein neuer Zeichen- und Schreiblehrer mit einem Jahresgehalt von 300 Talern und endlich auch ein Philologe mit 400 Talern jährlich angestellt. Zu Michaelis 1846 schließlich wurde diese fünfte Klasse eröffnet und das Schulgeld wie folgt festgesetzt: Jeder auswärtige Schüler zahlt für alle Klassen monatlich einen Taler. — Jeder einheimische a) in den drei unteren Klassen monatlich 17 Silbergroschen 6 Pfennige, b) in den zwei oberen Klassen monatlich 25 Silbergroschen.

Das Jahr 1848 ging auch an der Höheren Bürgerschule nicht spurlos vorüber. In der Nacht zum 9. April brach in einer Kammer des Schuldieners Feuer aus, das einen solchen Umfang annahm, daß nur die äußeren Mauern des Schulhauses erhalten blieben. Die Innenräume wurden restlos vernichtet. Dagegen konnten glücklichweise fast alle Lehr- und Lernmittel gerettet werden, so daß bereits am 11. April der Unterricht in den Räumen des neuen Elementarschulhauses fortgesetzt werden konnte.

Die nun aufgeworfene Frage, ob das durch den Brand beschädigte Schulhaus neu ausgebaut oder ob statt seines ein neues Gebäude errichtet werden sollte, wurde dahin gelöst, daß das beschädigte Gebäude wiederherzustellen und ein drittes Stockwerk daraufzusetzen sei. Die St. Marienkirche trat ihr Anrecht an das Schulhaus im Jahre 1850 der Stadt ab, diese übernahm dafür die Kosten des Ausbaues und die Verpflichtung, für notwendig werdende Reparaturen Sorge zu tragen. Schon nach den Osterferien 1849 wurde am 2. April das neue Gebäude feierlich eingeweiht.

Die innere Einrichtung des neuen Schulhauses umfaßte folgende Räumlichkeiten: Im unteren Stockwerk ein Klassenzimmer für 50 bis 60 Schüler, ein Konferenzzimmer mit der Schulbibliothek, ein Laboratorium, eine Stube, Kammer und Küche des Schuldieners; im mittleren Stockwerk einen Hörsaal und zwei Klassenzimmer, im dritten Stock zwei Klassenzimmer, einen Lehrer und einen Raum für die Schülerbibliothek; auf dem Boden einen Raum zur Aufbewahrung der physikalischen Apparate. Außerdem war ein Siebelzimmer vorhanden, das ausreißend war für den Unterricht der ersten Klasse in Physik. Große, gewölbte Keller dienten zur Aufbewahrung des Brennholzes, das der Schule je nach Bedarf von der Stadt angewiesen wurde.

Drängender also als das vorige entstand das neue Gebäude aus dem Schutt des früheren. Aber wie gut auch die Räumlichkeiten einzelner Klassen eingerichtet waren, dem Gesamtzweck der Schule entsprach das Ganze nicht! Der Hofraum, früher für eine Zahl von 60 bis 80 Schülern schon viel zu knapp bemessen, reichte jetzt für mehr als 190 Schüler nicht mehr aus. Der Hörsaal — für die angewachsene Schülerzahl an sich schon zu klein — war bei Schulfeierlichkeiten, wenn Behörden und Gönner der Schule sich einfinden, vollends nicht geeignet, seinen Zweck zu erfüllen. Die Verlegung der Amtswohnung des Direktors in das Schulhaus, eine zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Schulgebäude und zur Beaufsichtigung der ganzen Schule wichtige Bedingung, war nicht ausgeführt. Ebenfalls waren entsprechende Räume für eine etwaige neue Klasse, einen Zeichensaal und zur Unterbringung der Vorleser gewonnen worden.

Aber auch hier konnte bald Abhilfe geschaffen werden. Es mußte nämlich das

## Taubenabwerfen - ein alter Brauch

Das Handwerk als Bewahrer alten Brauchtums / Adlerwerfen in Ostpommern

Das Taubenabwerfen ist ein alter Brauch. Es gehört zu dem Kreis der alten deutschen Kampfspiele. Bekannt ist das Papageienschießen, Adlerschießen, Taubenschießen usw. Heute noch ist in fast ganz Pommern das Taubenabwerfen verbreitet. Besonders wird es um Pisingten in der näheren und weiteren Umgebung Stettins ausgeübt. Von da erreicht es die Kreise Greifenhagen und auch Pyritz. Abwurfstauben sind aber auch aus West- und Ostpommern bekannt.

Bauern und Städter haben es gefeiert und feiern es heute noch. In den Städten waren es besonders die Schützengilden und Handwerkerzünfte, die diesen Brauch auf ihren Festen übten. Alle Kreise, jung und alt, beteiligten sich daran. So wissen wir z. B. aus einem Bericht aus dem Jahre 1865: „Jährlich im Juni war das große Bogelschießen der Bäderinnung Stettin. Dann ging es per Dampfer Garz nach dem Garzer Schrey. . . Auf dem Schrey angekommen, war erst eine Erholungspause, um 11 begann das Taubenschießen.

Ganz besonders reizvoll ist das Taubenabwerfen in Barqow, Kr. Randow. Die Jugend sammelt sich im Dorf. Mehrere Tauben für die verschiedenen Altersgruppen werden auf kurze Stöcke gesetzt. Musik findet sich ein. Im Umzug unter Borantritt der Kapelle werden die Tauben zum Festplatz an der Ober gebracht. Die Männer setzen sie auf Stangen, die je nach Altersgruppe verschiedene Höhen haben, und befestigen die Tiere gut. Die Masten

werden aufgerichtet und jeder schießt sein Wurfziel genau an. Bei den Klängen der Musik versucht man sein Glück. Schön geschmückte Wurfkeulen werden hochgeschleudert, aber nicht alle treffen den Vogel. Aber lange dauert es nicht; es fallen die ersten Teile: Flügel, Zepfel, Windmühle. Das Herunterholen des Taubenrumpfes macht doch viele Mühe, und endlich spielt die Kapelle dem König den Tusch! Die erste Taube ist abgeworfen — das Fest geht weiter, bis es auch die Kleinen geschafft haben.

Wie so häufig ist das Handwerk der Bewahrer alten Brauchtums, insofern es dieses Brauchtum gestaltet und in sichtbare Formen bringt. Der Drechsler fertigt die Tauben an. Eine solche Taube besteht aus Kumpf, Schwanz, zwei Flügeln und ist mit Reichszepter, Reichsapfel und Reichsieder geschmückt. Außerdem trägt sie auf dem Rücken und den Flügeln Glücks-, Liebes- und Lebenssymbole wie Schornsteinfeger, Vogel mit Brief im Schnabel, Storch, Reiter, Windmühlen usw. Die einzelnen Teile sind farbig bemalt und kunstvoll zusammengesetzt, so daß sie jederzeit mit dem Knüttel heruntergeworfen werden können.

Dieser alte Brauch ist auch in Ostpommern immer noch erhalten geblieben. Besonders die Schuljungen üben sich an besonderen Festen mit ihren Keulen im Werfen auf den Holzvogel. Nur wurde im weiten Ostpommern die Bezeichnung „Adlerwerfen“ gebraucht.

mit seinem großen Hofraum an die Schule grenzende Wohnhaus des zweiten Predigers auf Kosten der Kirche umgebaut werden. Um der Kirche die damit verknüpften Ausgaben zu erleichtern und zugleich im Interesse der Schule, machte der Direktor dem Schulpatronat den Vorschlag, einen Teil des Hofraumes hinter dem Predigerhause für die Schule zu kaufen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und ein Platz von 48 Fuß Länge für 800 Taler angekauft. Die Erweiterung des Hofes war dadurch also Tatsache geworden, die des Schulgebäudes dagegen noch lediglich in Aussicht gestellt. Nach der im Jahr 1850 erfolgten Aufnahme einer sechsten Klasse mußte jedoch der Hörsaal hergegeben werden, und dadurch wurde die Erweiterung des Schulgebäudes immer dringender.

Mit der Einrichtung der sechsten Klasse wurde auch die Anstellung einer neuen Lehrkraft erforderlich. Die angestellten Lehrer waren mit Stunden stark belastet und noch fehlte der Unterricht im Englischen. Dies gab Veranlassung, die Anstellung zweier Lehrer zu beantragen. Einem sollte vorzugsweise der Unterricht in der englischen Sprache und dem andern besonders der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht obliegen. Für jeden dieser Lehrer wurde ein Jahresgehalt von mindestens 500 Talern in Vorschlag gebracht. Auch dies fand die Billigung des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung; indes wurden zunächst statt 1000 Taler nur 800 Taler jährlich bewilligt.

Für die sechste Klasse wurde sofort ein Schulamtskandidat gewonnen, der jährlich 240 Taler erhielt. Nicht so schnell konnte dagegen ein tüchtiger Lehrer für den Unterricht im Englischen gefunden werden. Doch geschah dies noch im Laufe des Jahres, und schon im Dezember 1850 konnte der Unterricht auch in der englischen Sprache aufgenommen werden. Da nun

die Anstalt sechs aufeinanderfolgende Klassen hatte, wurde ihr jetzt auch die Berechtigung zuerkannt, Entlassungszeugnisse für die Kandidaten des Bauwesens, die die Bauakademie besuchen wollten, auszustellen.

Zum Lehrerkollegium gehörten am 1. Oktober 1851 folgende Erzieher:

1. Schulz, Direktor, 2. Berndt, Konrektor, 3. Suhle, Oberlehrer, 4. Horstig, Lehrer, 5. Schmidt, Oberlehrer und Turnlehrer, 6. Nobiling, Lehrer der engl. Sprache, 7. Deder, Oberlehrer, 8. Miklaff, Lehrer, 9. Papke, Lehrer, 10. Bösel, Kantor, Hilfslehrer für den Gesangunterricht.

Jedoch schon die nächste Zeit riß in das Lehrerkollegium empfindliche Lücken. Oberlehrer Deder sah sich im Oktober 1851 genötigt, infolge Krankheit sein Schulamt aufzugeben; Lehrer Nobiling starb nach längerer Krankheit im März 1852 und Oberlehrer Schmidt folgte einem Ruße nach Neustadt-Eberswalde, wo er am 1. April 1852 das Rektorat der dortigen Stadtschule übernahm. Für letzteren konnte glücklicherweise der Lehrer Zahlrad aus Halle gewonnen werden. Die beiden anderen Stellen wurden teils von den vorhandenen Lehrern mitversehen, teils von zwei Kandidaten auf kurze Zeit auftragsweise verwaltet. Mit dem 1. Juli sah sich das Lehrerkollegium wieder vollständig ergänzt, indem an Nobilings Stelle der Lehrer Hupe aus Halle und an Deders Stelle der Lehrer Lunde von Danzig trat.

In diesem Zusammenhang dürfte schließlich noch die Statistik interessieren, die Direktor Schulz in seinem Aufsatz über die Zahl der bestandenen Abiturienten gab: 1835 bestanden sechs, 1839 drei, 1841 zwei, 1842 zwei, 1844 drei, 1846 drei, 1848 drei, 1849 zwei und im Jahre 1850 bestanden sieben Kandidaten die Abiturientenprüfung.

(Ende).

# König Erich der Pommer und Widinger

## Geschicht des Unionkönigs und Herzogs von Pommern / Von Konrektor Rosenow, Rügenwalde

„Ach, was wollen wir tun? Haben wir drei Königreiche verloren und müssen des Geduld haben, warum können wir auch mit diesem unverständigen Flecken nicht Geduld tragen. Es sind Schäffe, wir wollen uns mit ihnen vertragen.“

Der König genoß sonst allgemeine Sympathie. Gerade so, wie er war, gefiel er dem trohigen und wilden Geschlecht, das damals hier lebte und selber in allerlei Händel verwickelt war; ja, das sogar im Verdacht der Seeräuberei stand.

Man muß dem König nachrühmen, daß er sich in Rügenwalde mit aller Energie der völlig vernachlässigten Verhältnisse in seinem Stammlande annahm. Seinen zahlreichen Verbindungen gelang es auch, Ordnung zu schaffen. Ueberall waren seine Gesandten unterwegs; es war fast als wolle er mit aller Macht und in Kürze nachhaken, was er sein Leben lang versäumt. Selbst aus Schweden und Dänemark empfing er häufig geheime Sendschaften, so daß er in steter Bemühung mit den Händeln seiner früheren Reiche blieb.

Der Siebzigjährige trug sich sogar mit Plänen zur Rückeroberung der verlorenen Herrschaft. Schon 1450 hatte er Unterhandlungen mit dem deutschen Orden angeknüpft, um seinen Beistand gegen Schweden und Lübeck zu gewinnen. Klug und nachhaltig unterstützte er seine Vorschläge durch seine Schätze. Er scheute sich nicht, selbst die Vermittlung des Papstes, mit dem er früher in offenem Streite gelebt, anzurufen, um Fehden der pommerischen Städte untereinander und mit den Klöstern beizulegen. Die traurigen Erfahrungen seines langen Lebens hatten seinen Charakter geläutert.

Seine Hofhaltung in Rügenwalde war prächtig und glänzend. Sie brachte der Stadt reichen Gewinn. Auf dem Schloß herrschte meist lebhaftes Treiben, ein beständiges Gehen und Kommen. Es ist auch wohl anzunehmen, daß er sich durch Freigebigkeit erkenntlich für die Anhänglichkeit der Bürgerschaft erwies, die ihm die Rückkehr ermöglicht hatte. Nach Ranzow soll er einige sogar geadelt haben.

Der Einfluß des Alters, dem auch er nicht widerstehen konnte, ließ ihn mit dem Gleichmut eines Weisen auf sein wildbewegtes Leben zurückblicken und auf die Eitelkeit alles vergänglichen Hoheitsglanzes niederblicken. Er mahnte ihn auch an das Heil seiner Seele zu denken. Den Beistand des Himmels wollte er sich sichern durch Freigebigkeit gegen das nahegelegene Karthäuserkloster Marienkron und das 1½ Meilen entfernte Zisterzienserkloster Budow. Im Spendenbuch des Klosters Marienkron finden wir gewissenhaft verzeichnet, was der König schenkte: Goldgulden, schwedisches Eisen, Wein und besonders viele Fische, namentlich Lachs. Auch seine Gefährtin Cecilia, Jose der verstorbenen Königin, erweist sich als große Wohltäterin mit Wein, Lachsen und Kuchen, wofür ihr die dankbaren Mönche bald den Titel regina, bald uxor regis geben.

Im Juni 1459 schied der König aus seinem wechselvollen Leben, nachdem er noch viel Gutes in dem kleinen Lande gewirkt hatte, das ihm allein geblieben war. Er wurde in Budow begrabt, der Sage nach in einem silbernen Sarge. Ebenso weiß die Sage von einem unterirdischen

Gänge zu berichten, der vom Rügenwalder Schlosse nach dem Kloster Budow geführt haben soll. Bei dem sumpfigen Terrain, das dazwischen liegt, ist das jedoch schlecht denkbar. Eher könnte eine Verbindung zwischen Schloß und Marienkron bestanden haben; denn vom Schlosse laufen nach allen Seiten derartige Gänge. In der Budower Kirche war das in Stein gehauene Bild des Königs aufgestellt, unter welchem einige Verse die Dankbarkeit der Mönche gegen diesen Wohltäter, der ihrem Kloster Ansehnliches aus seinen Schätzen hinterlassen hatte, ausdrückten.

Aber auch im Tode fand der König keine Ruhe. Von Budow wurden seine Gebeine in die Fürstengruft der Rügenwalder Marienkirche unter dem Chorraum der Marienkirche überführt. Wahrscheinlich geschah dies 1654, als man die Fürstinnen Hedwig und Elisabeth in demselben Raume beisezte. Das sehr feuchte Gewölbe brach 1724 ein. Den Sarg des Königs, der ganz verfault war, erkannte man an den langen und starken Gebeinen, die darin lagen, und an einer goldenen Taube. Das war der letzte Rest seiner märchenhaften Schätze. Man schickte sie nach Berlin. Wo sie geblieben ist, weiß man nicht. 25 Jahre später stürzte das Gewölbe wieder ein und zertrümmerte den Sarg. Ueber dem neuen wurde nun ein Tonnengewölbe erbaut. 1811 war der Sarg wieder verfallen, so daß einige angesehenere Bürger sich zusammensetzten und einen neuen anfertigen ließen.

1883 fand eine Besichtigung der Gruft durch den Oberpräsidenten Graf Behr-

negendant und Geheimen Baurat Benoit statt. Benoit schreibt darüber: „Während der Besichtigung des Silberaltars hatten Maurer die Gruft unter dem Altarraum geöffnet. Mit Licht versehen stiegen wir auf einer Leiter in das dumpfe Grabgewölbe hinab. Hier standen in einer Reihe drei Sarkophage. Hier standen in einer Königs Erich, war zerstört und seines Inhalts größtenteils beraubt. Die beiden anderen, die der pommerischen Herzoginnen Hedwig und Elisabeth, waren ziemlich gut erhalten. Sie bestanden aus Zint und sind mit schönen Ornamenten reich verziert.“

Der Oberpräsident interessierte den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaiser Friedrich, für die Angelegenheit. Auf dessen Anregung wurde 1888 die Fürstengruft über die Erde hinter den Hochaltar verlegt, vom Chorraum durch ein kunstvoll geschmiedetes Gitter getrennt. Von den Gebeinen des Königs waren nur noch einige lange starke Knochen erhalten, die in einer hölzernen Kiste in einem Sarkophag aus Kalkstein beigelegt wurden. Der Deckel zeigt oben die 3 Wappen von Schweden, Dänemark und Norwegen, darunter die pommerische Herzogskrone und das pommerische Wappen.

Die Umschrift lautet heute:

Ericus dei gratia regnor Daniae Norvegiae Sveciae Slavorum Gothorumque rex et dux Pomeraniae obiit Rugivaldi Anno Domini MCCCCCLX. Munificentia regis restituit A. D. 1888.

Requiescat in pace

Ende.

## „Sechzig Meilen ohne Frühstück“

### Der Teufel steckt aus Wut eine Scheune in Brand / Spudgeschichte aus Ostpommern

In Bussow waren einmal mehrere Bauern zum Kartenspielen zusammengekommen. Als es schon spät war, ging ihnen der Schnaps aus. Nun sollte einer nach dem Gasthaus gehen, um neuen zu holen. Es traute sich niemand, den Weg zu machen. Schließlich meldete sich die Tochter des Hauses, die immer sehr dreist war. Der Weg führte in der Nähe des Friedhofs vorbei. Als sie am Krüge ankam, stand plötzlich jemand im weißen Hemde vor ihr. Sie dachte, es wäre ein Bekannter, der sie einschüchtern wolle, und bat ihn, zu warten, bis sie wiederkomme. Dann werde sie ihm das Hemd ausziehen. Als sie zurückkehrte, tat sie es und nahm das Hemd mit. Zu Hause erzählte sie dies Erlebnis, worauf die Mutter hinwies, daß sie einem Toten das Hemd ausgezogen habe. In der Nacht um 11 Uhr kam der Tote an das Fenster und bat um sein Hemd, weil es sehr kalt sei. Noch zweimal erschien er. Daraufhin ging die Mutter zum Pastor und bat um Hilfe für ihr Kind. Nun gingen der Pastor und das Mädchen zum Friedhof, wo sie wieder den Toten antrafen. Das Mädchen mußte ihm wieder das Hemd anziehen. Kaum hatte sie dies getan, war sie verschwunden und ist nie wieder zurückgekehrt.

Einmal kam ein Wanderbursche in einer hellen Nacht in das Dorf. Da er kein Geld hatte und kein Quartier fand, ging

er in die Scheune eines Bauern, um dort zu schlafen. Auf einem Balken sah er einen Teller stehen, der mit Essen gefüllt war. Um seinen Hunger zu stillen, aß er alles auf, nachdem er vorher ein Gebet gesprochen hatte. Dann legte er sich nieder, um auszuruhen. Kaum hatte er sich auf dem Lager niedergelassen, kam ein Riese in die gleiche Scheune. Er schleppte ein großes Bund Stroh auf dem Rücken und

### Die NSD. nimmt die Familie in den festen Schutz

I. 10 Des Staates.

ging, nachdem er das Stroh in das Fach geworfen hatte, zum Teller, um sich zu stärken, ohne daß er dabei den Wanderburschen bemerkte. Als er ihn leer fand, war er sehr erzürnt und rief: „Sechzig Meilen marschiert, sechzig Schock Stroh auf dem Rücken geführt, und trotzdem kein Frühstück!“ Aus Wut steckte er die Scheune in Brand und verschwand.

Emil Stoermer.

# Stolp im Siebenjährigen Kriege

Altenmäßige Darstellung von Dr. K. Schuppins / 1. Die Zeit der russischen Raubzüge

Von den Absichten der Russen wußte man damals nichts Sicheres. Ueber Danzig, wohin ja dauernd Verbindungen der Kaufleute gingen, war das Gerücht gekommen, daß die Hauptmacht der Russen in der Richtung auf Thorn abgezogen sei; hieraus glaubten die Stolper schließen zu können, daß ihnen keine Gefahr drohe, zumal sie sich in dem eigenartigen Irrtum bewegten, daß nach dem Abzuge des Korps Schlabrendorff für die Russen kein Anlaß mehr zu einem Einfall gegeben sei, während doch nach aller Erfahrung gerade die Abwesenheit preussischer Truppen die Russen anlockte. Um so unangenehmer wurde der Magistrat überrascht, als am 21. Mai durch den Verwalter von Rathsdamm die Nachricht einging, daß etliche tausend Russen in Damerfow bei Bütow eingerückt seien. Sofort gab der Rat Auftrag, durch reitende Boten Erkundigungen einzuziehen, doch wurde dieser Befehl durch die Ereignisse überholt. Schon am 22. Mai, mittags 12½ Uhr meldete die Bürgerwache, daß eine starke feindliche Truppe anrückte. Magistrat und königliche Beamte traten sofort zusammen, gingen dem Feind entgegen und trafen am Schloß auf einen Adjutanten mit einigen Husaren, der nach dem Bürgermeister fragte und die ganze Abordnung vor das Mühlenort zu seinem Kommandeur, Oberstleutnant Tököly, mitnahm. Dessen erste Frage war nach der jetzigen Stellung der preussischen Truppen; erst als er darüber beruhigt war, daß nicht etwa der Feind in Stolp steckte, befahl er den Einmarsch; sogleich wurden sämtliche Tore geschlossen bis auf das Neue Tor, das offen blieb, bis eine Kosakenabteilung die nach Schlawa führende Straße erkundet hatte; dann erst wurden die Russen einquartiert und die nötige Verpflegung für Mann und Pferd zusammengebracht. Unterdessen wurden Bürgermeister und Amtmann Zuther peinlich nach dem Inhalt des Militärmagazins befragt (das zu den Einrichtungen der Garnison gehörte); ihre wahrheitsgemäße Angabe, daß General von Schlabrendorff alles mitgenommen habe, fand keinen Glauben, sondern Tököly war sehr entrüstet, schimpfte, nannte sie Lügner und ließ die Schlüssel zum Magazin holen, um sich persönlich zu überzeugen, allerdings mit dem Erfolg, daß er nichts fand, als einen halben Scheffel Hafer und einige leere Säcke.

Nachdem die Truppen verpflegt waren, erschien der Adjutant des Kommandeurs, Major Koltowskoi, auf dem Rathause und verlangte unter Androhung der Verbrennung und Plünderung der Stadt binnen sechs Stunden die Auszahlung von 10 000 Thalern in barem Gelde. Begreiflicherweise war der Magistrat über diese unerfüllbare Forderung sehr erschrocken und versuchte eine Herabsetzung der Summe zu erreichen, doch vergeblich; Koltowskoi versicherte, daß er bei Verlust seines Ranges das Geld in voller Höhe aufbringen müsse und allerhöchstens eine Fristverlängerung bewilligen könne, unter der Bedingung freilich, daß die Stadt an allen vier Ecken angezündet würde, wenn es sich inzwischen herausstellen sollte, daß die Preußen doch in der Nähe wären. Vergebens betrieb man sich auf den von Resanoff ausgestellten Schutzbrief; es erfolgte nur die höhnische Antwort „gerade der, der Resanoff zur Ausstellung des Briefes berechtigte, hat uns geschickt, die Kontribution einzubeheben“. Nun blieb dem Magistrat nichts anderes übrig als zu versprechen, daß er sein Bestes tun werde, um die geforderte Summe zusammenzubringen. Er kam freilich gar nicht

erst dazu, an der Erfüllung dieses Versprechens zu arbeiten, denn er wurde sofort unter Aufsicht eines Unteroffiziers in der Ratsstube festgesetzt und durch eine Wache von sechs Husaren am Verlassen des Raumes verhindert. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die Geldsammlung schwer zu organisieren war und am 23. 5. früh noch kein greifbares Ergebnis vorlag; um die Arbeit zu beschleunigen, ließ deshalb Tököly Bürgermeister Schmidthammer, Andreae und Dames je 6 Mann zur Exekution ins Haus legen und gleichzeitig dem Magistrat androhen, daß er geschlossen als Geißel mitgenommen würde, wenn das Geld nicht bald zusammenkäme. Nun kam die Geldsammlung allmählich in Gang, aber die Quellen flossen begreiflicherweise nur spärlich, und als 228 Bürger ihren Beitrag geleistet hatten (darunter einige bis zu 600 Thalern), waren insgesamt erst

3600 Thaler zusammengekommen. Die Bitte der Bürgerschaft, sich mit dieser Summe zu begnügen, wurde von Tököly rundweg abgeschlagen. Vielmehr schickte er ein kleines Kommando zu dem Kaufmann Hewelke und ließ eine Haussuchung vornehmen, die zwei Fässer mit zusammen 2500 Thalern zutage förderte. Zwar ließ sich leicht erweisen, daß diese Gelder nicht dem Hewelke gehörten, sondern mit einem russischen Paß aus Berlin gekommen waren und an den Kaufmann Frieze in Bütow gingen, doch ließen sich die Russen dadurch nicht anfechten. Sie verlangten, daß die Stadt diese Gelder als eine Zwangsanleihe betrachte, sie an sie ausliefere und dafür dem Hewelke eine Quittung ausstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für „Heimat im Grenzland“: Heinz Urban.



Kurze Rast unter schattenspendenden Kiefern. — Aufn: Mielke.